



MEINE GROSSE HASSLIEBE

— — — — —
DIE LINDENFELS-SAGA

BAND
1



*Rückkehr
nach*
LINDENFELS

JENS BARGHORN

Eine
Geschichte über
LIEBE, HEIMAT
und den MUT,
seinen eigenen
WEG zu gehen.

LESEPROBE

Meine große Hassliebe

Band 1

Rückkehr nach Lindenfels

Roman

Jens Barghorn

Diese Leseprobe enthält den vollständigen Prolog und das vollständige erste Kapitel.

Copyright

© 2026 Jens Barghorn
Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist ohne schriftliche Zustimmung des Autors unzulässig.

Diese Leseprobe ist ausschließlich für private Lesezwecke bestimmt. Sie darf nicht verkauft, verändert oder auszugsweise kommerziell genutzt werden.

Die Handlung und alle Figuren dieses Romans sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit realen Personen, Orten oder Ereignissen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Überarbeitete Fassung - 2026

Prolog

Im Sommer, in dem Mara Winter Lindenfels verließ, roch der Bahnhof nach heißem Asphalt, Bremsstaub und Regen, der noch nicht gefallen war.

Sie war neunzehn, zu stolz für Tränen und zu jung, um zu begreifen, dass manche Abschiede nicht mit einem Zug beginnen, sondern mit den Sätzen, die man vorher nicht sagt. Der Koffer neben ihr war zu schwer, obwohl sie fast nichts mitgenommen hatte. Ein paar Kleider. Zwei Bücher. Zeugnisse. Eine Jacke, die Elisabeth als unpraktisch bezeichnet hatte. Und den festen Entschluss, nie wieder in einem Haus zu leben, in dem jede Tür nach Pflicht klang.

Der Lindenhof lag nur zehn Minuten entfernt, aber für Mara fühlte es sich an, als läge ein ganzes Leben zwischen dem Hotel und diesem Bahnsteig. Dort waren die Zimmer zu machen, die Gäste zu begrüßen, die Rechnungen zu sortieren und die Erwartungen ihrer Mutter zu erfüllen. Dort hing Elisabeth Winters Stimme in jedem Flur: Gerade stehen. Nicht weglaufen. Verantwortung übernimmt man, Mara, man diskutiert sie nicht.

Mara hatte lange versucht, gerade zu stehen. Sie hatte gelernt, am Empfang zu lächeln, obwohl sie lieber im Garten gesessen hätte. Sie hatte gelernt, Teller zu tragen, ohne zu klappern. Sie hatte gelernt, Fragen nach ihrem Vater so zu beantworten, dass niemand weiterfragte. Thomas Reuter war gegangen. Mehr gab es dazu im Lindenhof nicht zu sagen.

Doch in Mara gab es mehr. Es gab die leere Stelle am Geburtstagstisch. Es gab die Melodie, die sie manchmal im Halbschlaf zu hören glaubte. Es gab den Namen, den Elisabeth aussprach, als sei er ein Fehler in einer alten Rechnung. Und es gab Noah Falk, der auf der anderen Straßenseite in der Werkstatt seines Vaters stand und Mara ansah, als könne er sehen, dass sie innerlich längst gepackt hatte.

Am Abend vor ihrer Abreise hatten sie gestritten. Nicht laut genug, dass es das Dorf gehört hätte. Aber laut genug, dass Mara jedes Wort noch Jahre später wiederfinden würde. Noah hatte gefragt, ob Berlin wirklich ein Ziel sei oder nur ein anderer Name für Flucht. Mara hatte gesagt, er solle nicht so tun, als wisse er, was sie brauche. Er hatte geantwortet, manchmal wisse sie es selbst nicht. Danach war sie gegangen, ohne sich umzudrehen.

Am Bahnhof wartete sie nicht auf ihn. Das sagte sie sich jedenfalls. Sie stand nur dort, weil der Zug Verspätung hatte. Sie sah nur deshalb immer

wieder zur Straße, weil Menschen nun einmal hinsahen, wenn Autos hielten. Und als kein Noah kam, war sie beinahe erleichtert. Beinahe. Denn wenn niemand kam, musste sie niemandem erklären, warum sie trotzdem einstieg.

Der Zug fuhr ein. Sie hob den Koffer, stieg ein und setzte sich ans Fenster. Als Lindenfels zurückblieb, schwor sie sich, dass sie nicht wiederkommen würde, nicht für Erwartungen, nicht für Schuld, nicht für ein altes Hotel, das mehr nahm, als es gab.

Sie ahnte nicht, dass Noah an vier Samstagen danach am Bahnhof warten würde. Sie ahnte nicht, dass Thomas all die Jahre Briefe schrieb, die sie nie bekam. Und sie ahnte nicht, dass Elisabeth Winter eines Tages sterben und ihr den Lindenhof hinterlassen würde wie eine letzte Frage.

Zwölf Jahre später würde Mara zurückkehren. Wieder im Regen. Wieder mit einem Koffer. Wieder überzeugt, nur das Nötigste zu erledigen und dann zu gehen.

Doch manche Orte warten geduldiger, als man glaubt. Und manche Abschiede sind erst vorbei, wenn man zurückkommt.

Kapitel 1: Rückkehr nach Lindenfels

Als Mara Winter nach Lindenfels zurückkehrte, regnete es. Nicht stark. Nicht dramatisch. Nur dieser feine, ausdauernde Regen, der einem in den Kragen kroch und alles grau machte, bevor man überhaupt entschieden hatte, ob einem kalt war. Mara blieb einen Moment im Wagen sitzen. Der Motor war aus, die Scheibenwischer standen still, und vor ihr lag der Lindenhof. Das Hotel ihrer Mutter. Ihr Erbe. Ihr Problem. Die grünen Fensterläden blätterten an den Kanten ab. Die Dachrinne hing schief. Über der Eingangstür waren die goldenen Buchstaben dunkler geworden, und die alte Linde vor dem Haus hatte mit ihren Wurzeln das Pflaster angehoben. Früher war Mara dieses Gebäude riesig erschienen. Heute sah es kleiner aus. Oder müder. Womöglich waren sie beide müder geworden. Sie stieg aus, zog den Koffer aus dem Kofferraum und schloss den Wagen ab. Auf der anderen Straßenseite lag die Werkstatt der Falks. Falk Holzbau. Das Tor war geschlossen, aber hinter den Fenstern brannte Licht. Mara sah nicht hin. Natürlich sah sie hin. Früher hatte sie dort ganze Nachmittage verbracht. Noah hatte ihr gezeigt, wie man Holz schleifte, ohne Splitter zu bekommen. Sie hatte dennoch Splitter bekommen. Danach hatte er ihre Hand genommen und mit einer Konzentration, die einem Zwölfjährigen nicht zustand, den Splitter entfernt. Sie wandte den Blick ab. Das war lange her. Sie war nicht wegen Noah zurückgekommen.

Sie war wegen der Beerdigung gekommen. Wegen der Anwälte. Wegen der Rechnungen. Wegen des Hauses, das ihre Mutter ihr hinterlassen hatte, als wäre es ein letzter Auftrag. Sie schloss die Hoteltür auf. Die Glocke darüber klingelte. Der Klang traf sie härter als erwartet. Im Foyer roch es nach Holzpolitur, altem Papier, Kaffee und einem Hauch Zitrone. Genau wie früher. Links der Empfangstresen, rechts die roten Sessel, geradeaus die Treppe mit dem dunklen Geländer. An der Wand hing ein Foto ihrer Mutter. Elisabeth Winter. Aufrecht. Streng. Schön auf eine Weise, die nie weich gewesen war. Selbst aus dem Rahmen heraus wirkte sie, als überprüfe sie, ob Mara pünktlich war. „Ich bin da“, sagte Mara leise. Es klang albern. Niemand antwortete. Dann öffnete sich die Küchentür. „Das sehe ich.“ Hilde Berger stand im Türrahmen, die Arme verschränkt, die Schürze umgebunden. Ihr graues Haar war streng zurückgesteckt, ihr Blick unverändert scharf. Sie war kleiner geworden, auch nur älter. Einschüchternd war sie immer noch. „Frau Berger“, sagte Mara. „Mara.“ Kein Willkommen. Kein Beileid. Gut. Beides hätte Mara schwerer ertragen. Frau Berger musterte sie von oben bis unten. „Du bist dünner.“ „Schön, Sie auch zu sehen.“ „Ich habe nicht gesagt, dass es

schön ist.“ Für einen Moment sahen sie sich an. Dann zuckte um Frau Bergers Mund etwas, das womöglich ein Lächeln gewesen wäre, wenn sie weniger dagegen gehabt hätte. „Kaffee?“ „Ja.“

In der Küche war es wärmer. Auf dem großen Tisch lagen Briefe, Rechnungen, ein angebissener Apfel und mehrere Ordner. Mara setzte sich auf den Stuhl, auf dem sie früher ihre Hausaufgaben gemacht hatte. Der Stuhl knarrte noch genauso. Frau Berger stellte ihr eine Tasse hin. Der Kaffee war stark, bitter und viel zu heiß. „Sie wussten, dass ich heute komme“, meinte Mara. „Clara hat angerufen.“ „Natürlich.“ Clara Seidel, Bürgermeisterin von Lindenfels, hatte schon bei der Beerdigung versucht, Mara länger als nötig anzusehen. Als könne man einen Menschen mit Blicken dazu bringen, nicht sofort wieder zu verschwinden. „Wie lange bleibst du?“, fragte Frau Berger. „Nur so lange, bis alles geregelt ist.“ „Natürlich.“ Mara hob den Blick. „Warum klingt das, als glauben Sie mir nicht?“ „Weil du es zu schnell sagst.“ „Ich meine es ernst.“ „Das hast du früher auch immer.“ Mara stellte die Tasse ab. „Ich bin nicht hier, um alte Geschichten aufzuwärmen.“ „Nein?“ „Nein. Ich bin hier, um die Angelegenheiten meiner Mutter zu ordnen.“ „Und?“ Mara atmete langsam aus. „Und den Lindenhof zu verkaufen.“ Das Wort stand zwischen ihnen. Verkaufen. In Berlin war es ein sachliches Wort gewesen. Vernünftig. Notwendig. Hier, in dieser Küche, klang es wie etwas, das man nicht ungestraft sagte. Frau Berger schwieg. „Sie wussten das“, sagte Mara. „Ich wusste, dass du es glaubst.“ „Das ist kein Glaube. Das ist Realität.“

„Realität hat hier schon viele Leute enttäuscht.“ „Der Lindenhof schreibt rote Zahlen. Das Dach ist alt, die Zimmer müssen renoviert werden, und ich habe in Berlin eine Arbeit.“ „Hat niemand bestritten.“ „Dann verstehen Sie auch, dass ich ihn nicht führen kann.“ „Ich verstehe vieles. Ich stimme nur nicht allem zu.“ Mara rieb sich über die Stirn. Sie war seit kaum zwanzig Minuten zurück, und schon fühlte sie sich wieder wie sechzehn. Zu wütend, zu eng, zu sehr Tochter. „Ich kann dieses Haus nicht retten“, sagte sie. Frau Berger sah sie lange an. „Hat dich jemand darum gebeten?“ Mara lachte kurz. „Dieses Haus bittet nicht. Es steht einfach da und erwartet.“ „Da klingt deine Mutter durch.“ Der Satz traf. Mara sah zur Seite. Sie wollte nicht wie Elisabeth klingen. Nicht in diesem Haus. Nicht vor dieser Frau. Nicht vor sich selbst. „Es gibt ein Angebot“, sagte Frau Berger nach einer Weile. Sie sah wieder auf. „Von Krämer?“ „Du kennst ihn?“ „Er hat mir geschrieben.“ „Natürlich hat er das.“ Frau Berger sagte den Namen, als schmecke er nach etwas Verdorbenem. Sie schob einen Umschlag über den Tisch. Mara zog die Papiere heraus. Stefan Krämer Immobilienentwicklung. Der Betrag war hoch genug, um praktisch zu wirken, und niedrig genug, um misstrauisch zu

machen. „Er ist schnell“, erwiderte Mara. „Geier sind das.“ „Sie kennen ihn?“ „Nein.“ „Das hält Sie selten auf.“

Frau Berger verschränkte die Arme. „Er hat vor drei Jahren in Waldbrunn gekauft. Erst hieß es Sanierung. Dann Entwicklung. Heute stehen dort Ferienwohnungen mit Glasbalkonen, und vom alten Kurhaus ist nur noch ein Foto im Rathaus übrig.“ Mara überflog die Unterlagen. Abrissoption. Entwicklungsfläche. Flexible Nutzung. Sie legte die Papiere zurück. „Ich werde das prüfen.“ „Prüfen ist besser als unterschreiben.“ „Ich brauche keine Belehrung.“ „Gut. Dann war es nur ein Hinweis.“ Das Telefon klingelte. Mara zuckte zusammen. Frau Berger bewegte sich nicht. „Hotel Lindenhof“, meinte Mara schließlich und nahm ab. „Winter.“ Einen Moment blieb es still. Dann sagte eine glatte Männerstimme: „Frau Winter. Stefan Krämer.“ Mara sah zu Frau Berger. Diese verdrehte die Augen so deutlich, dass Mara fast lächeln musste. „Herr Krämer.“ „Ich hoffe, Sie sind gut angekommen.“ „Sie sind gut informiert.“ „In kleinen Orten spricht sich manches herum.“ „Besonders, wenn man dafür sorgt.“ Er lachte leise. „Ich wollte mich nur erkundigen, ob Sie mein Angebot bereits prüfen konnten.“ „Ich bin seit heute hier.“ „Manchmal ist der erste Eindruck der ehrlichste.“ „Mein erster Eindruck ist, dass Sie es eilig haben.“ „Ich bin Unternehmer.“ „Das war keine Entschuldigung.“ Frau Berger sah zufrieden aus. Krämer blieb freundlich. „Der Lindenhof ist ein besonderes Objekt, aber Sie wissen sicher, dass ein Haus in diesem Zustand schnell zur Belastung wird.“ „Ich kenne den Zustand.“ „Dann wissen Sie auch, dass Emotion ein schlechter Ratgeber ist.“

Mara blickte auf das Foto ihrer Mutter im Flur. „Da stimme ich Ihnen ausnahmsweise zu.“ „Dann lassen Sie uns vernünftig sprechen. Ich könnte morgen vorbeikommen.“ „Nein.“ Eine kurze Pause. „Übermorgen?“ „Ich melde mich.“ „Frau Winter, ich möchte nur verhindern, dass Ihnen unnötige Kosten entstehen.“ „Sehr großzügig.“ „Realistisch.“ „Ich melde mich“, wiederholte Mara und legte auf. Frau Berger nickte. „Das war gut.“ „Das war ein Telefonat.“ „Manchmal fangen Entscheidungen klein an.“ „Ich habe nichts entschieden.“ „Noch besser.“ Mara stand auf. Sie musste raus aus dieser Küche, bevor Frau Berger recht bekam oder sie selbst unvernünftig wurde. Sie brachte ihren Koffer nach oben. Zimmer 7 lag am Ende des Flurs. Ihr altes Zimmer. Natürlich hatte Frau Berger genau dieses für sie vorbereitet. Das Bett war frisch bezogen, der Schreibtisch abgestaubt, die Vorhänge gewaschen. Trotzdem blieb unter allem ein Rest Kindheit zurück. Sie stellte den Koffer ab und trat ans Fenster. Von hier aus sah man direkt auf die Werkstatt gegenüber. Das Tor stand inzwischen offen. Ein Mann trat heraus und trug eine Holzkiste in den Händen. Mara wusste, wer es war, bevor er den Kopf hob. Noah Falk.

Er war älter geworden. Breiter. Ernster. Sein dunkles Haar war kürzer als früher, sein Gesicht markanter. Kein Junge mehr, der am Fluss Steine springen ließ. Kein Junge mehr, der ihr am Bahnhof hätte begegnen sollen. Ein Mann.

Er stellte die Kiste ab, als spüre er ihren Blick, und sah hoch. Ihre Blicke trafen sich über die nasse Straße hinweg. Für einen Moment war alles still: der Regen, das Dorf, die Jahre. Mara erinnerte sich an einen Sommer, einen Streit, einen Bahnhof und einen Abschied, der nie richtig ausgesprochen worden war. Sie war gegangen, ohne je zu fragen, ob jemand auf sie gewartet hatte. Dann trat sie vom Fenster zurück. Ihr Herz schlug zu schnell. Lächerlich. Sie war nicht zurückgekommen, um alte Wunden zu öffnen oder das Mädchen wiederzufinden, das sie gewesen war. Sie war hier, um zu verkaufen. Unten knackte ein Rohr, das Telefon klingelte, irgendwo schlug eine Tür. Mara nahm die Aktenmappe aus dem Koffer und setzte sich an den Schreibtisch. Unterlagen prüfen, mit der Bank sprechen, einen Makler beauftragen, verkaufen, nach Berlin zurückkehren. Einfach. Vernünftig. Endgültig. Doch das Haus ließ ihr kaum Zeit für diesen Entschluss.

Eine halbe Stunde später klopfte Frau Berger an die Tür und trat ein, ohne auf Antwort zu warten. In der Hand hielt sie einen weiteren Stapel Post. „Das hier musst du heute noch sehen.“ Mara nahm die Briefe. Rechnungen. Mahnungen. Ein Schreiben der Bank. Eine Versicherung, die eine Frist setzte. Ein Kostenvoranschlag für eine Reparatur, der so hoch war, dass sie ihn zweimal lesen musste. „Das Dach?“, fragte sie. „Unter anderem.“ „Unter anderem ist kein beruhigender Ausdruck.“ „Sollte er auch nicht sein.“ Mara legte die Unterlagen auf den Schreibtisch. „Warum hat meine Mutter mir nichts davon gesagt?“ Frau Berger sah zum Fenster hinaus. „Elisabeth hat vieles nicht gesagt.“ „Das ist mir bekannt.“ „Nein“, meinte Frau Berger leise. „Nicht alles.“ Mara hob den Blick. „Was soll das heißen?“ „Dass dieses Haus mehr offene Rechnungen hat als die, die auf Papier stehen.“ Mara hasste solche Sätze. In Berlin wären sie unprofessionell gewesen. In Lindenfels klangen sie wie Warnungen. „Ich brauche Fakten“, meinte sie. „Die bekommst du.“ „Keine Andeutungen.“ „Die auch.“ Mara wollte antworten, doch unten klingelte es an der Tür. Die Glocke schnitt durch das Haus. Frau Berger blieb stehen. Für einen Moment wirkte sie, als wüsste sie bereits, wer gekommen war. „Er kann warten“, sagte Mara. „Wer?“ „Krämer.“ „Nicht Krämer.“ Mara folgte ihr nach unten.

Im Foyer stand Clara Seidel. Praktischer Mantel, nasse Haare, eine Mappe unter dem Arm und dieser Blick, der gleichzeitig amtlich und persönlich war. Neben ihr zog der Regen eine dunkle Spur über den Boden. „Mara“, sagte

Clara. „Clara.“ Sie umarmten sich nicht. Beide dachten kurz daran, beide ließen es. „Ich wollte nicht stören.“ „Dann bist du in Lindenfels falsch“, sagte Frau Berger und nahm Clara den Mantel ab. Clara lächelte schwach. „Ich bin nur kurz hier.“ „Das sagen alle“, murmelte Frau Berger. Mara kreuzte die Arme. „Worum geht es?“ Clara sah sich im Foyer um. Nicht neugierig, eher vorsichtig. Als prüfe sie, wie viel von dem alten Glanz noch stand und wie viel schon nur Erinnerung war. „Um den Winterball.“ Mara lachte einmal. „Nein.“ „Du weißt noch nicht, was ich sagen will.“ „Doch. Tradition, Dorf, letzte Karten, deine Mutter hätte es gewollt.“ Clara schwieg einen Moment. „Deine Mutter hätte es gewollt. Aber darum geht es nicht allein.“ „Der Lindenhof steht zum Verkauf.“ „Noch nicht.“ „Bald.“ „Vielleicht.“ Mara sah von Clara zu Frau Berger. „Habt ihr euch abgesprochen?“ „Nein“, meinte Clara. „Ja“, erwiderte Frau Berger. Clara sah sie an. Frau Berger zuckte mit den Schultern. „Man sollte bei wichtigen Dingen ehrlich anfangen.“ Mara atmete aus. „Ich richte keinen Ball aus, während ich versuche, dieses Haus zu verkaufen.“ „Womöglich ist es kein Anfang“, sagte Clara. „Womöglich ist es ein Abschied.“

Das Wort blieb im Foyer stehen. Abschied. Damit konnte Mara etwas anfangen. Abschiede waren endlich. Man konnte sie planen, durchführen und danach gehen. Sie waren schmerzhaft, aber geordnet. „Ein letzter Winterball“, erwiderte Clara. „Für das Dorf. Für die Gäste, die jedes Jahr kamen. Für die Menschen, die Elisabeth gekannt haben. Und auch für dich.“ „Ich brauche keinen Ball.“ „Womöglich nicht.“ „Und ich habe keine Zeit.“ „Dann sag nein.“ Mara hasste es, wenn Menschen ihr eine Entscheidung so hinlegten, als wäre sie frei. Das hatte ihre Mutter auch gekonnt. „Ich denke darüber nach“, meinte sie schließlich. Clara beugte den Kopf. „Für Lindenfels ist das fast ein Ja.“ „Dann sollte Lindenfels besser zuhören lernen.“ Zum ersten Mal lächelte Clara richtig. Als sie gegangen war, blieb Mara im Foyer stehen. Draußen regnete es wieder stärker. Die Linde rauschte vor dem Haus, als sei sie die Einzige, die hier schon alles gesehen hatte. Frau Berger trat neben sie. „Du wirst nicht heute entscheiden müssen.“ „Das sagen hier alle.“ „Vielleicht, weil es stimmt.“ Mara sah zur Treppe, zum Empfang, zum Foto ihrer Mutter. Dieses Haus war voller Stimmen, obwohl kaum jemand sprach. Voller Erwartungen, obwohl niemand sie aussprach. Voller Vergangenheit, obwohl Mara fest entschlossen gewesen war, nur die Zukunft zu regeln.

Sie dachte an Krämer und sein Angebot, an Noahs Blick, an Clara, den Winterball und Frau Berger, die Dinge wusste und nicht sagte. Dann nahm sie die Unterlagen mit nach oben. In Zimmer 7 öffnete sie den Laptop und begann eine Liste. Zu klären: Bank. Dach. Krämer. Winterball. An Noah dachte sie,

schrieb seinen Namen aber nicht auf. Darunter setzte sie: Schnell verkaufen. Nach einigen Sekunden fügte sie ein Fragezeichen hinzu und klappte den Laptop ärgerlich halb zu. Müdigkeit, sagte sie sich. Ein langer Tag, ein altes Haus, zu viele Menschen, die glaubten, sie besser zu kennen als sie sich selbst. Am Fenster sah sie Noah in der Werkstatt arbeiten, ruhig und konzentriert, als hätte er alle Zeit der Welt. Mara hatte keine. Doch als die Standuhr schlug und der Lindenhof um sie herum knarrte, wusste sie, dass dieser Ort nicht nur aus Wänden, Rechnungen und Verträgen bestand.

Er bestand aus offenen Fragen. Und Mara war gerade erst angekommen.

Später, als der Regen endlich nachließ, nahm Mara die Mappe mit den wichtigsten Unterlagen und ging noch einmal durch das Erdgeschoss. Sie redete sich ein, es sei eine Bestandsaufnahme, keine Erinnerungstour. Im Restaurant standen die Stühle hochgestellt, auf den Tischen lagen weiße Tücher gegen Staub, und hinter der Theke hing noch die kleine Messingtafel, auf der Elisabeth jeden Morgen das Tagesgericht notiert hatte. Sie strich nicht darüber. Sie öffnete stattdessen den Vorratsschrank, prüfte die Listen, sah nach dem Kühlraum und notierte, was ersetzt werden müsste, falls hier tatsächlich noch einmal Gäste essen sollten. Der Gedanke kam ihr erst hinterher. Falls hier noch einmal Gäste essen sollten. Sie strich den Satz in ihrem Notizbuch gleich durch und schrieb sachlicher: Zustand Gastronomie prüfen. Das half. Sachliche Wörter machten Möglichkeiten kleiner, bis man sie aushalten konnte. Im kleinen Salon fand sie eine lose Fensterdichtung, zwei Wasserflecken an der Wand und einen Stapel Gästebücher. Das oberste lag aufgeschlagen. Unter einem Eintrag vom vergangenen Winter stand: Danke für einen Ort, der sich noch wie Ankommen anfühlt. Mara klappte das Buch zu. Gefühle waren keine Bilanzposition. Trotzdem nahm sie das Gästebuch mit ins Büro.

Dort wartete bereits Frau Berger mit einer Liste, die offenbar aus einer Zeit stammte, in der Elisabeth noch selbst glaubte, alles bis zum Frühjahr erledigen zu können. „Zimmer zwölf: Teppich. Zimmer neun: Badfuge. Saal: Nordwand. Küche: Herdplatte“, las Mara. „Warum wurde das nicht gemacht?“ Frau Berger zog einen Stuhl heran. „Weil immer etwas Dringenderes kam.“ – „Das ist keine Betriebsführung.“ – „Nein. Das war Überleben.“ Mara hob den Blick. Der Satz war frei von Pathos, und exakt deshalb blieb er hängen. Frau Berger erzählte, wie Elisabeth in den letzten zwei Jahren nach und nach Zimmer gesperrt hatte, sobald eine Reparatur zu teuer wurde. Sie hatte weniger Gäste angenommen, das Restaurant nur noch an bestimmten Tagen geöffnet und trotzdem versucht, nach außen den Eindruck zu halten, der Lindenhof sei lediglich ruhiger geworden. „Sie wollte nicht, dass das Dorf

merkt, wie eng es war.“ – „Warum?“ – „Stolz. Angst. Gewohnheit. Such dir etwas aus.“ Mara schrieb weiter. Je mehr sie erfuhr, desto deutlicher wurde: Der Lindenhof war nicht plötzlich zusammengebrochen. Er war langsam kleiner geworden, während Elisabeth so getan hatte, als sei Schrumpfen dasselbe wie Kontrolle.

Am frühen Abend kam Herr Schneider vorbei. Frau Berger hatte ihn nicht bestellt, behauptete sie jedenfalls, doch er stand mit nasser Jacke, Werkzeugtasche und einer Ernsthaftigkeit im Foyer, die keinen Zufallsbesuch glaubwürdig machte. Mara erinnerte sich an ihn: Schreiner, Lieferant, Helfer bei Sommerfesten, einer jener Männer, die früher immer irgendwo im Hintergrund aufgetaucht waren, wenn eine Tür klemmte oder ein Tischbein brach. „Mein Beileid“, sagte er und nahm die Mütze ab. „Danke.“ Er deutete nach oben. „Ben hat gesagt, die Rinne hat sich gesetzt.“ Mara schloss kurz die Augen. „Wie schnell verbreiten sich Gebäudeschäden in diesem Ort?“ – „Schneller als Verlobungen, langsamer als Trennungen.“ Frau Berger schnaubte. Sie führte ihn und doch hinaus. Schneider prüfte die Rinne, sah sich die Fassade an und meinte, das Akute könne man sichern. Für das Dach brauche es jemanden, der sich die gesamte Fläche ansah. „Noah kennt das Haus“, meinte er beiläufig. Mara antwortete nicht. Schneider sah sie an, als hätte er die Antwort trotzdem gehört. „Oder jemand anderes. Hauptsache jemand, der nicht nur das Loch anschaut, sondern warum es da ist.“ Mara schrieb auch diesen Satz auf. Leider passte er nicht nur zum Dach.

Als Schneider gegangen war, blieb Mara unter dem Vordach stehen. Gegenüber arbeitete Noah allein in der hellen Werkstatt, konzentriert, die Ärmel hochgeschoben. Früher hatte sie seine Ruhe provoziert; später hatte sie sein Schweigen am Bahnhof für Gleichgültigkeit gehalten. Jetzt wusste sie nicht einmal, ob er damals gewusst hatte, wann ihr Zug fuhr. Zwölf Jahre hatten Erinnerungen nicht in Fakten verwandelt, nur fest werden lassen. Mara drehte sich um, bevor Noah aufsah, und suchte im Foyer nach Dachdeckern im Umkreis von dreißig Kilometern. Drei Firmen. Zwei Termine erst in Wochen. Eine Nummer nicht erreichbar. Sie fluchte leise. Frau Berger sortierte hinter dem Tresen und sagte, ohne aufzusehen: „Du könntest auch den Architekten gegenüber fragen.“ – „Sie geben nicht auf.“ – „Ich bin seit vierzig Jahren in diesem Haus. Aufgeben hätte sich nicht gelohnt.“

Sie rief schließlich eine der Firmen an und bekam für die kommende Woche einen Termin. Das war vernünftig. Unabhängig. Professionell. Sie war zufrieden damit, bis sie im Saal erneut den feuchten Fleck betrachtete und sich fragte, was bei dem nächsten stärkeren Regen passierte. „Nur ansehen“, murmelte sie. Frau Berger stand plötzlich hinter ihr. „Was?“ – „Nichts.“ Mara

ging zur Eingangstür, überquerte die Straße und merkte erst auf halbem Weg, dass sie keine Jacke trug. Noah sah auf, als sie in der Werkstatt erschien. Sägemehl lag auf seinem Pullover, hinter ihm standen mehrere unfertige Fensterrahmen. „Das ging schnell“, sagte er. – „Was?“ – „Dein Ich-melde-mich.“ Mara ignorierte den Ton. „Im Saal ist ein Wasserfleck. Ich habe nächste Woche einen Dachdeckertermin. Bis dahin will ich wissen, ob ich den Raum sperren muss.“ Noah legte das Werkzeug weg. „Das kann ich mir ansehen.“ – „Nur ansehen.“ – „Ich habe nicht vor, heimlich dein Dach zu sanieren.“ – „Bei diesem Dorf bin ich inzwischen vorsichtig.“ Ein Lächeln zuckte über sein Gesicht. „Fünf Minuten.“

Im Saal stellte Noah eine Leiter unter die Nordwand, prüfte den Fleck, das Fenster darüber und schließlich vom Dachboden aus die Sparren. Mara folgte ihm mit Abstand. Er erklärte sachlich, was er sah: wahrscheinlich eine undichte Stelle an einem Anschluss, keine akute Einsturzgefahr, aber Wasser sollte nicht weiter eindringen. Bis der Dachdecker kam, könne man provisorisch sichern. Mara merkte, wie erleichtert sie war, und ärgerte sich im selben Moment darüber. „Was kostet deine Einschätzung?“ fragte sie, als sie wieder unten standen. Noah sah sie an. „Nichts.“ – „Nein.“ – „Mara.“ – „Wenn du arbeitest, wird das bezahlt.“ – „Ich habe zehn Minuten auf dein Dach geschaut.“ – „Dann schick mir zehn Minuten.“ Noah schüttelte den Kopf. „Du bist wirklich zurück.“ – „Was soll das heißen?“ – „Du machst aus allem einen Vertrag, wenn du nicht weißt, was du fühlen sollst.“ Der Satz traf so genau, dass Mara sofort wütend wurde. „Und du machst aus Schweigen immer noch eine Tugend.“ Für einen Moment war wieder alles alt zwischen ihnen. Dann atmete Noah aus. „Gut. Ich schicke dir eine Rechnung über zehn Minuten. Dann kannst du heute schlafen.“ – „Danke.“ – „Das war kein Kompliment.“ – „Meins auch nicht.“

Trotzdem blieb er noch, um mit Schneider eine Plane über die gefährdete Stelle zu ziehen. Sie hielt die Leiter, Frau Berger stand im Hof und kommentierte jede Bewegung, und für eine Viertelstunde sah alles fast so aus wie früher: Menschen taten Dinge, weil sie getan werden mussten, und niemand fragte zuerst, wem das Haus gehörte. Genau das machte Mara unruhig. Hilfe konnte warm sein. Hilfe konnte aber auch Erwartungen erzeugen. Als Noah wieder herunterstieg, erwiderte sie deshalb deutlich: „Danke. Das war nur für heute.“ Er wischte sich die Hände an der Hose ab. „Ich weiß.“ – „Und es ändert nichts daran, dass ich verkaufen will.“ – „Das hast du schon gesagt.“ – „Gut.“ – „Mara, ich habe dich nicht gebeten zu bleiben.“ Sein Blick war ruhig, nicht verletzt, und gerade deshalb wusste sie nicht, wohin mit ihrer Verteidigung. „Ich weiß“, sagte sie nach einem

Moment. Es war das erste Mal an diesem Tag, dass sie diese zwei Wörter aussprach, ohne sie als Abwehr zu benutzen.

Spät am Abend saß Mara wieder in Elisabeths Büro. Vor ihr lagen Krämers Angebot, der Bankbrief, Frau Bergers Reparaturliste, ihr Zettel zum Winterball und Noahs provisorische Einschätzung. Auf einer neuen Seite schrieb sie: Erst prüfen, dann entscheiden. Darunter zog sie drei Spalten: wirtschaftlich, baulich, persönlich. Die dritte gefiel ihr nicht; gerade deshalb ließ sie sie stehen. Wirtschaftlich: Banktermin, offene Rechnungen, Angebot Krämer. Baulich: Dach, Zimmer, Elektrik, Saal. Persönlich: Mutter, Noah, Lindenfels, Winterball. Für heute reichte es, die Dinge beim Namen zu nennen und nichts zu überstürzen. Morgen würde sie zur Bank fahren, danach von Krämer Unterlagen verlangen und irgendwann Clara wegen des Winterballs antworten. Noch war keine Entscheidung gefallen. Mara schloss den Laptop und löschte das Bürolicht. Für diese eine Nacht blieb sie im Lindenhof.

Auf dem Weg nach oben blieb Mara noch einmal an Elisabeths Foto stehen. Am Morgen hatte sie den Blick gemieden. Jetzt betrachtete sie das Gesicht ihrer Mutter länger. Nichts daran war weicher geworden, nur weil Elisabeth tot war. Womöglich musste es das auch nicht. Mara hob die Hand, als wolle sie den Rahmen gerade rücken, ließ sie aber wieder sinken. „Du bekommst nicht alles auf einmal“, antwortete sie leise. Sie wusste nicht, ob sie mit Elisabeth, dem Haus oder mit sich selbst sprach. Dann ging sie weiter. In Zimmer 7 ließ sie das Fenster einen Spalt offen und hörte die letzten Tropfen von der Dachrinne fallen. Zum ersten Mal seit ihrer Ankunft dachte sie nicht daran, wie schnell sie Lindenfels wieder verlassen konnte, sondern daran, was sie morgen zuerst erledigen musste.

Neugierig geworden?

Mara ist erst angekommen. Doch der Lindenhof, seine offenen Fragen und ihre ungelöste Verbindung zu Noah lassen sich nicht so einfach hinter sich lassen.

Meine große Hassliebe

Band 1 - Rückkehr nach Lindenfels

von Jens Barghorn

Das vollständige Taschenbuch ist bei Bücher.City erhältlich.
